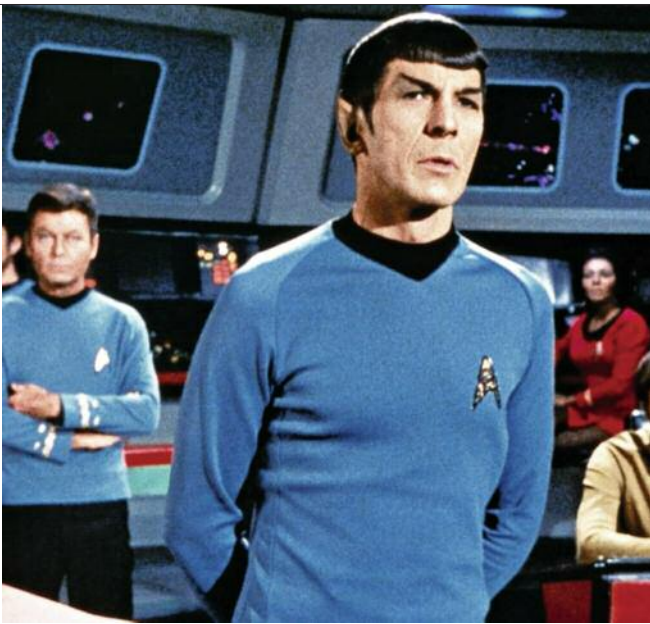
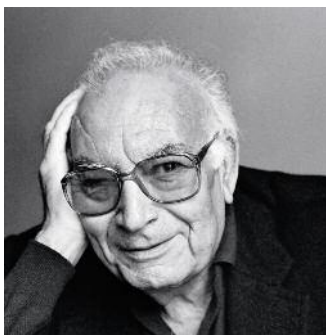




LEONARD NIMOY, 83

Er führte seinen Zuschauern vor Augen, dass der Mensch ein Mängelwesen ist, das sich viel zu oft von Gefühlen verwirren lässt. Der wissenschaftliche Offizier Spock, den Nimoy in der TV-Serie „Star Trek“ und den darauf basierenden Kinofilmen spielte, ist ein extrem schlauer und cooler Außerirdischer. Die Crew des Raumschiffs „Enterprise“, der er angehört, hätte sich ohne seine brillanten Analysen vermutlich ständig im Weltall verfliegen. Nimoy machte aus dem scheinbar so emotionslosen Spock eine weltweit geliebte Kultfigur. Der spitzohrige Besserwisser wurde für den aus Boston stammenden Schauspieler zum Alter Ego. Gleich zwei Autobiografien schrieb Nimoy im Laufe der Jahre, die eine nannte er „I Am Not Spock“, die andere „I Am Spock“. Dabei war Nimoy ein echtes Multitalent, auch als Musiker und Fotograf hatte er Erfolg und führte bei einem der größten Kinohits der Achtzigerjahre Regie: „Noch drei Männer, noch ein Baby“. Leonard Nimoy starb am 27. Februar in Los Angeles. lob



YAŞAR KEMAL, 91

Er wurde alt genug, um noch zu erleben, wie der türkische Staat, der ihn vor vielen Jahren zum Feind erklärt hatte, seinen Frieden mit ihm machte. Kemal, mit seinem Roman „Memed mein Falke“ einer der weltweit erfolgreichsten Schriftsteller der Türkei, hatte in vielen seiner volkstümlichen Bücher

das harte Leben der Landbevölkerung geschildert. Damit kannte er sich aus. Er war selber auf dem Land groß geworden; zeitweise hatte er sich mit Gelegenheitsjobs durchgeschlagen. Was ihn aber zu einem Fremden und Verfemten im eigenen Land werden ließ, war vor allem sein Einsatz für die Rechte der unterdrückten kurdischen Minderheit. Der Staat verfolgte den Autor mit Prozessen; einige Jahre lebte Kemal im Exil in Schweden. Sein Einsatz für die Menschenrechte brachte ihm 1997 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ein. Der türkische Staat nahm das eher zähneknirschend zur Kenntnis. Erst vor sechs Jahren bekam der greise Kurde auch in seiner Heimat die überfällige Anerkennung, den Kulturpreis des Staatspräsidenten. Yaşar Kemal starb am 28. Februar in Istanbul. kro

WOLFRAM WUTTKE, 53

„Dem Wuttke hat einer ins Hirn g'schissen“, soll der legendäre Fußballtrainer Ernst Happel einmal über den Stürmer gesagt haben. Happel war damals Coach des HSV, Wuttke sein Spieler, und die beiden verband eine Hassliebe. Der Bundesligaprofi, ein Kind des Reviers, war ein Trainerschreck, faul, zeitweise übergewichtig, ein Dribbel-Derwisch, reichlich gesegnet mit Talent, das er in seiner



Karriere dann genauso reichlich verschwendete. Vom Typ Theken-Fußballgott gibt es im modernen Fußball keinen mehr, von den offeneren Charakteren wie Wuttke, die sich nicht hinter Pressesprecher-Floßkeln verstecken, nur wenige. Die Medien taufen ihn „Wolfram Wahnsinn“. Im Trikot von Schalke 04, Borussia Mönchengladbach, des HSV, des 1. FC Kaiserslautern und des 1. FC Saarbrücken absolvierte er 299 Bundesligaspiele, viermal kam er im Nationalteam zum Einsatz. 1993 musste er seine aktive Laufbahn nach einem Schulterbruch beenden. Wolfram Wuttke starb am 1. März an multiples Organversagen in Lünen. red

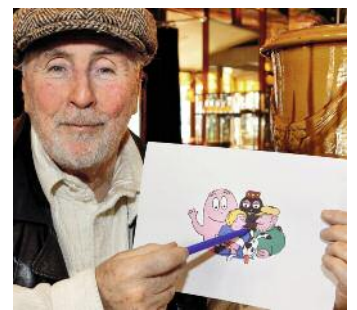
ALBERT W. HORNBACK, 79

„Es gibt immer was zu tun“ – mit diesem Firmenmotto stachelte er Generationen deutscher Heimwerker an, zu Hause zu hämmern, zu schrauben, zu streichen. Und natürlich bei ihm einzukaufen, in einem der inzwischen 147 Hornbach-Märkte in neun Ländern. Am Anfang der Erfolgsgeschichte stand eine Krise. Mit seinem 2014 gestorbenen Vetter Otmar, der 1968

den ersten Bau- und Gartenmarkt mit Selbstbedienung im pfälzischen Bornheim eröffnete, rettete Hornbach das Baustoffgeschäft der Familie. Knapp 50 Jahre leitete er das Unternehmen mit, das seit 1987 an der Börse notiert ist und im Geschäftsjahr 2013/14 einen Umsatz von 3,37 Milliarden Euro machte. Albert Hornbach starb am 20. Februar. nkl

TALUS TAYLOR, 82

Der amerikanische Biologielehrer spazierte durch Paris, als er zufällig das französische Wort für Zuckerwatte aufschnappte: „barbe à papa“. Es inspirierte ihn und seine französische Frau, die damalige Architekturstudentin Annette Tison, ein paar rundliche Figuren zu malen und ihnen den Namen „Barbapapas“ zu geben. Bald wurde daraus, im Zeitgeist der Siebziger, eine fröhliche, knallbunte Familie: der rosafarbene Papa, seine schwarze Frau und die sieben Kinder, die ganz unterschiedliche Talente hatten. Es gab die belesene Barbaletta, den sportlichen Barbawum oder den kreativen Barbarix – und alle gemeinsam kämpften für eine gute Welt. Taylor, ein Hippie aus San Francisco, erfindete für seine Fantasiefiguren



auch noch die „Barbatricks“, mit deren Hilfe sie sich verwandeln konnten. Das 1970 veröffentlichte Buch wurde ein weltweiter Erfolg, so wie auch die Zeichentrickserie, die 1974 ins Fernsehen kam. „Kommt und besucht mal Barbapapa, es macht viel Spaß“, hieß es im Titelsong der Kultserie, den Kinder liebten und notgedrungen auch Eltern, die ihre Kinder liebten. Talus Taylor starb am 19. Februar in Paris. kle